Die Handweber aus dem Frankenwald

von Hellmar Höllein

Hellmar Höllein ist ausgebildeter Weber und Webermeister. Er schreibt Gedichte, auch in Mundart, tritt mit einer Laienspielgruppe auf und trägt Weberlieder vor.



Herr Höllein beim Vortrag auf der Bundesfachtagung in Helmbrechts
Foto: Tabea Ziemons

„Von des Webers Hand sind uns bereit, die Windel und das Sterbekleid“

oder wie die Handweber sagten:

„Mir senn halt die Wäiiber, uns braung alla Leit, zr Hochzich, zan Taafn, zr Freid und beim Leid.“

„Die Spule ist uns Pflug, das Schifflein sind die Pferde
und damit weben wir ganz klug, das schönste Werk der Erde.“

Gewebt wurde schon vor ca. 5–6.000 Jahren. Ein Gewebe besteht aus Kette und Schuss: Kette, das sind die Längsfäden und der Schuss, das sind die Querfäden. Diese wurden mittels eines Webschützen oder Weberschiffes – in dem lag aufgespult der Faden – in das Webfach eingetragen und mit der Weblade, in der das Webblatt befestigt war, angeschlagen. Die Kette, auch Zettel genannt, wurde nach beigegebener Anweisung auf ein Gatter geschärt, dann umgebäumt auf den Kettbaum. Dieser war auf der einen Seite des Handwebstuhles eingehängt – ihm gegenüber war der Warenbaum, auf welchen das fertige Gewebe aufgerollt wurde. An dieser Seite saß auch der Weber auf der sogenannten „Schwarte“. Das Webfach ist der Zwischenraum der Kettfäden, die in den Litzen der Schäfte eingezogen waren und vom Weber mit den Füßen mittels Schnüren und Schemeln (Holztritte) bewegt wurden. Muster im fertigen Stoff, in der Ware, entstanden durch Farbe oder durch die Bindung. Auch den Webschützen konnte man mit verschiedenem Material austauschen. Einfache Bindungen waren Leinwand-, Köper- und die Atlasbindung.

Die Handweberei war ein komplexes Handwerk. Und arbeiten musste ein Handweber mit Händen, Füßen und Kopf. Bevor er mit dem Weben begann, waren etliche „Kopfarbeiten“ zu erledigen, Kettlänge, Blatt- und Webblattdichte, die war mit Rohr oder Ried per 10 cm angegeben, wegen der Anzahl der Kettfäden. Und die Ergebnisse wurden dann auf einem Blatt Papier oder einer Schiefertafel aufgeschrieben.
Zu den Vorarbeiten wie Schären oder Zetteln wurden Helfer benötigt. Für eine große Kette mussten schon zwei, drei „feste“ Männer anpacken. Manches Kettgarn musste, um dem Webprozess Stand zu halten, vor dem Weben geschlichtet werden. Die Schlichte bestand aus Wasser, Stärke und Rindertalg. Auch Spulen für den Schusseintrag hatten stets vorrätig zu sein. Die Kinder spulten oft schon vor und gleich nach der Schule, bevor etwas anderes gemacht wurde, z.B. die Hausaufgaben. Nicht selten wurden die zarten Kinderhände von dem zuführenden Faden verletzt. Die einen Kinder haben draußen „Versteckerla“ gespielt – die anderen mussten SPULEN. In der Abenddämmerung, wenn der Vater nicht mehr genug Licht hatte zum Weben und das Anzünden der Petroleumlampe sich noch nicht rentierte, sagte er zu seinem Kind: „izt koost aa a weng nausgeh.“
Webersteige als Wanderwege – vom Frankenwald zur Saalestadt oder auch umgekehrt – bezeugen noch heute den Weg, den die Weber gingen. Mit einem Schubkarren – Rowelln hat man früher gesagt – , im Winter mit Schlitten – oder mit einer Kraxen auf dem Rücken, wurde die fertige Webware beim Verleger, das war der Fabrikant ohne Fabrik, abgeliefert. War dieser mit der Qualität der Ware zufrieden, gab es wieder einen neuen Auftrag. Das hieß: Garn zum Zetteln, Schären und Spulen. Damit hatte der Weber wieder Arbeit und Lohn. Stockte der Umsatz des Verlegers, hatten die Handweber keine Arbeit – kein Brot.

Wege der Weber sind heute manchmal Wanderwege.

Im Weberhaus war die große Stube Arbeitsplatz, Wohnraum, Küche und Kinderzimmer zugleich. Den meisten Platz beanspruchte der Handwebstuhl, an dem wurde von früh bis spät abends gewebt, wenn nicht Vorbereitungen, wie das schon erwähnte Zetteln und Schären, zu tätigen waren. Das Spulen war vom Weben unabhängig. Meist sorgten des Webers Frau oder die größeren Kinder dafür, dass immer genug Schuss vorhanden war. An der Decke hing die „Hetsche“ mit einem kleinen Sprössling. Die einfachen Schlafräume befanden sich unter dem schrägen Dach. Das hieß: im Sommer heiß und im Winter kalt. Des Webers Haus war ein Trüpfhaus, meist mit Frackdach. Trüpfhaus besagt, dass zu dem Gebäude fast kein Grund gehörte. Dort, wo das Wasser vom Dach auf den Boden tropfte, endete der Grundbesitz des Webers. Manche Weber hatten bei einem Bauern einen kleinen Streifen am Feld mit Kartoffeln. Als Gegenleistung mussten der Weber und seine großen Kinder den Bauern bei der Ernte helfen.

Zwischen 1840 und 1860 löste die Herstellung von Schals die Tüchlein ab. Diese Schals, jeder Größe, waren begehrt, vor allem im Orient und Südamerika. In Helmbrechts – heute noch nennt sich die kleine Stadt im Frankenwald „Kleiderschrank der Welt“ – dominierte Mitte des 19. Jahrhunderts die Schal- und Wolltuchherstellung.
Ein Sonderartikel der Handweber aus dem Frankenwald war das „Fransentuch“. Es ist nachgewiesen, dass diese abgepassten Tücher über zwei Jahrhunderte lang als Spezialprodukt angefertigt wurden und die Handweberei, unangegriffen durch die mechanischen Webstühle, noch lange bestehen ließ.

Bis zum Ersten Weltkrieg lieferten die Handweber, insbesondere aus dem Raum Helmbrechts und Umgebung, vielen Völkern vorrangig in den kolonialen Ländereien die handgewebte

Originalbekleidung. Die grellen Lendentücher für die Farbigen in Afrika, die Kopftücher für die Beduinen, die hauchdünnen Brusttücher der Arabermädchen, die Ponchos für die Indianer, die vielfältigen Wickelkleider für Indien. Sie alle – mit vielen anderem, kamen aus dem „oberfränkischen Kleiderschrank".

Viel Arbeit und wenig Lohn prägten das Leben der Weber.

Und die Entlohnung war damals in etwa so:

Art der Arbeit	**Wochenlohn**
Schmale Tücher Schals	7–8 Mark
Breite Tücher und Schals	12–18 Mark
Barchent	7–9 Mark
Bettzeug	8–11 Mark
Hemdenstoff	8–10 Mark
Kartoffelsäcke	5–7 Mark

Lebensmittelpreise damals:
Fünf Pfund Schwarzbrot kosteten eine Mark oder ein Pfund Weizenmehl 25 Pfennig.
Ein neuer Anzug kostete um die 35 Mark, ein Paar Lederstiefel 25 Mark.

Anno 1914 gab es im Helmbrechtser Raum noch 2.000 Handweber, im ganzen Frankenwald mehr als 10.000. Die Orte Grafengehaig und Konradsreuth haben einen „Webschützen" in ihrem Gemeindewappen. 1931 war in einer Denkschrift der Regierung von Oberfranken mit dem Titel: „Not im Frankenwald" unter anderem zu lesen: Der Frankenwald gehört zu den großen Notgebieten Deutschlands!
Der Frankenwald: „Kinderstube und Armenhaus". Die damalige Not im Frankenwald hatte Auswirkungen, wie wir sie heute nur aus Entwicklungsländern kennen. Im Vergleich zu anderen Handweberdistrikten in Deutschland waren die Löhne der Oberfränkischen Handweber sehr niedrig.

Eine Weberfamilie hatte viele Kinder. Kartoffeln waren Hauptnahrungsmittel, die normale Wochenarbeitszeit betrug bis zu 80 Stunden.

Die Weberfamilie bestand aus den Eltern und 8–10 oder noch mehr Kindern. Und neben den Kartoffeln, der Hauptnahrung der Großfamilie, gab es jeweils einen Hering zum Mittag- und Abendessen, einen Hering für alle. Fleisch gab es nur einmal in der Woche – am Sonntag.
Die durchschnittliche Tagesarbeitszeit lag damals bei 12 bis 14 Stunden. Bei entsprechenden Aufträgen auch mehr. Bei den Handwebern im Frankenwald betrug 1911 die normale, wöchentliche Arbeitszeit 75 bis 80 Stunden.
Die Gründung einer Handweber-Gewerkschaft mit der Devise: „Allein seid ihr nichts, vereint alles!", stieß bei den Webern, zunächst auf wenig Verständnis. Denn die meisten Handweber waren mit ihrem Los zufrieden, da die Mehrheit von ihnen keine besseren Tage gesehen hatte. In den Gefühlen treuer Pflichterfüllung schien so mancher Handweber so viel inneres Glück und Zufriedenheit zu finden, dass oft die bittere Not an Schärfe verlor.
Unter den Handwebern war es selbstverständlich, sich gegenseitig zu unterstützen und beizustehen, insbesondere bei einem Todesfall, um den Hinterbliebenen bei der christlichen Beerdigung behilflich zu sein. Eine 1820 in Konradsreuth von Handwebern gegründete Weberleichenkasse existiert heute noch.
Die Gründung und Notwendigkeit einer Gewerkschaft setzte sich später aber doch durch. Als monatlicher Beitrag waren 35 Pfennige zu entrichten.
Um die Handweber gegenüber den Faktoren (Zwischenhändler) zu stärken, zogen noble Herren durch das Land und warben für die Gründung einer Genossenschaft. Und mancher Weber ließ



Angela Philippi arbeitet an einem Webstuhl des Textilmuseums Helmbrechts, um ein Stück am längsten handgewebten Schal der Welt mitzumachen. Foto: Tabea Ziemons

sich blenden von den großspurigen Aufschneidern. Das sauer erarbeitete und eisern gesparte kleine Vermögen vertraute so mancher Handweber diesen „Gauglern“ an – ohne auch nur die geringste Gegenleistung verschwanden diese Betrüger wieder. Und manche hoffnungsvolle Existenz war zum Scheitern gezwungen. Neben dem finanziellen Verlust kam oft der Spott noch dazu. Reich waren jene Handweber, die sich neben dem Kleinvieh und Geflügel eine Ziege oder gar ein Schwein halten konnten und so die Ernährungslage der Familie wesentlich verbesserten. Die Ziege war für den Weber ein rentables Tier. Es war die Kuh des Webers. Sie lieferte täglich Milch, vor allem für die Ernährung der reichlichen Nachkommen. Dann brachte die Ziege mindestens einmal im Jahr „Junge“ zur Welt, die Zicklein. Und waren diese herangewachsen, gab es Fleisch. Denn für die Nachzucht konnten eh nicht alle weiter gefüttert werden. Der Weber schlachtete meist selbst die jungen Tiere. Dann gab es ein kleines Festessen in der großen Weberfamilie. Und dieses Fest fiel oft mit dem Osterfest zusammen.

Zur Verbesserung des Einkommens der Handweber trug auch das „Metzen“ bei. Metzen ist kein Arbeitsgang im eigentlichen Sinne. Vom Webauftrag übriges Material musste, unter Strafandrohung, an den Verleger zurückgegeben werden. Obwohl Metzen eigentlich Diebstahl war, vertraten viele Handweber die Meinung, dass es altes Recht sei, die Überschüsse an Material zu behalten. Am einfachsten war das Metzen, ohne direkt etwas wegzunehmen, so: Man legte die fertig gewebte Ware vor der Lieferung für einige Tage in den kleinen Keller des Weberhauses. Die vorhandene Feuchtigkeit wurde von den Stoffen aufgenommen und erhöhte das Gewicht der Webware. Das so „gewonnene“ Material konnte für eigene Zwecke verwendet werden. Mancher Handweber versuchte es auch mit dem Einsparen von Kett- bzw. Schussfäden. Obwohl dies ein Eigentumsdelikt war und die Faktoren zumeist Kenntnis des unlauteren Tuns hatten, konnten sie das Metzen, das den Handwebern ein kleines Zubrot gestattete, nicht abstellen.

Wie vieles im Reich des Handwebers den Stempel des Behelfsmäßigen, des Unzulänglichen trug, so war auch die ganze Lebenseinstellung dieser Menschen von einem einzigen Wört-

chen geprägt: „provisorisch“! Provisorisch hieß in der Sprache der Handweber, dass dieses ganze armselige Leben im Grunde nicht mehr als eben vorläufig zu betrachten sei, das Bleibende, Ewige erst komme.

Die Sprache spiegelte die Haltung der Weber wider.

Diese Haltung spiegelt sich ebenfalls in der Sprache wider:
„Des ko mer su und su nemma.“ So waren die Handweber aus dem Frankenwald weniger Kämpfernaturen im standhaften Einsatz für bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen, als vielmehr geduldige Träger ihrer Last. Der auf dem Webersteig dahinschreitende, mit einem hohen Warenbündel beladene Handweber, wurde zu einem Symbol für viele Generationen.
Die lauschige Stunde des „Zwischenlichten“, wenn das Tageslicht zur Arbeit nicht mehr ausreichte, die Petroleumlampe aber aus Sparsamkeit noch nicht angezündet wurde, war die schöne Zeit des Erzählens und Horchens. Aber noch lange kein Feierabend. Denn hernach ging die Arbeit hurtig weiter, oft bis spät in die Nacht. Zumal wenn ein Liefertag bevorstand.
Gewebt wurde auch in den meisten Bauernstuben, hauptsächlich im Winter.
Gefeiert haben die Handweber aber auch – einmal im Jahr feierten sie ihren Jahrestag, den Gaorschtaouch. Da waren alle „Sitzschwarten“ leer und die große Weberstube glänzte in sonntäglicher Sauberkeit.
Am Tag vorher war eher Feierabend und es wurden die Vorbereitungen für das Fest getroffen. Am Festtag, schon früh am Morgen, trafen sich die Handwerksmeister mit ihren Gesellen und Lehrbuben vor dem Haus des Zunftmeisters zum Festzug und gemeinsamen Kirchgang. Hinter der Obrigkeit gingen die Meister mit Zylinder, Gehrock, Kniehose, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, in der Hand einen Webschützen. Am Schluss des Zuges gingen die Lehrlinge. Nach dem Gottesdienst und Segen vom Herrn Pfarrer ging es beschwingten Schrittes ins Gasthaus, wo dann ordentlich gefeiert wurde mit gutem Essen und Trinken bei fröhlicher Musik. Und oft wurde auf das Gedeihen des ehrsamen Weberhandwerks angestoßen. Es wurde getanzt, gelacht und natürlich auch gesungen, z.B. Scherz- und Spottlieder. „Unser Leben ist weben, nur Ärger und Verdruß, schlechte Löhne, schlechte Ketten, und dazu noch schlechter Schuß.“
Die Jacquardmaschine, erstmals gebaut im Jahre 1805, ermöglichte, verbunden mit einem Handwebstuhl, Mustermöglichkeiten wie sie es bisher nicht gab. Ihr Erfinder, ein Franzose, der Buchbinder Joseph-Maria Jacquard, wurde wegen dieser seiner Erfindung, als Hexenmeister betitelt. 1826 entwickelte der englische Pfarrer CARTWRIGHT den mechanischen Webstuhl und diese Erfindung fand ihren Weg auch auf das europäische Festland.

Fabriken verdrängten die Handweberei.

In Hof entstand 1855 die erste „Mechanische Weberei“. Die Firma C. F. Weiss in Helmbrechts errichtete 1877/78 einen Fabrikbau für 100 mechanische Webstühle. Und immer neue Fabriken verdrängten die Handweberei. Die Handweber sahen sich stets als eigenständig und zeigten am Anfang starke Abneigung gegen die „Fabrik“. Obwohl sie dort mehr verdient hätten, blieb so mancher seiner Zunft treu. Er war stolz auf sein Handwerk, sein kleines Häuschen und den – vielleicht – kleinen Acker. Die ausgeprägte Heimattreue darf nicht unerwähnt bleiben.
Mit Beginn der mechanischen Weberei blieb den Handwebern bei der wachsenden Konkurrenz nur eine Nischenexistenz. Kleine Posten, kurzlebige Modeartikel in vielen Farben, Mustern und Qualitäten, aber auch Webarbeiten von großer Schönheit, die kunstgewerblichen Charakter trugen. Und manche Farbverwechslung, mangels ausreichenden Lichts, ließ oft ein ansehnliches, dekoratives Gewebe – ein ungewolltes Kunstwerk entstehen, welches dem Weber großes Lob einbrachte und eine Gratifikation seines Auftraggebers.
Und die Familiennamen der „Webers“ im Frankenwald und anderswo, haben ihren Ursprung von diesem alten, ehrwürdigen und biederen Handwerk.